

„No risk, no fun!“

Über den Zusammenhang von Risikoverhalten und Internetnutzung bei Jugendlichen

Alexander Grau

Aus Sicht von Erwachsenen neigen Jugendliche mitunter zu einem Verhalten, das nicht unbedingt als vernünftig zu gelten hat. Insbesondere männliche Jugendliche haben eine ausgeprägte Schwäche für zu schnelles Fahren mit Motorrädern und Automobilen, sie lieben es, dabei keinen Helm zu tragen oder sich nicht anzuschnallen, hängen sich an S-Bahn-Züge, springen von hohen Klippen ins Meer und sind bei all dem auch noch sternhagelvoll. Erwachsene nennen solch ein Gebaren Risikoverhalten. Über dessen Ursachen gibt es recht unterschiedliche Theorien, angefangen bei der Evolutionspsychologie bis hin zum Einfluss der Medien. Eine aktuelle kanadische Studie hat jetzt einen neuen Verantwortlichen ausfindig gemacht – das Internet.

Als Jugendlicher hat man es schwer. Sitzt man den ganzen Tag vor der Spielkonsole und bastelt an seinem Highscore, hagelt es Kritik. Hockt man sich stattdessen an seinen Computer, chattet ganz kommunikativ mit seinen Kumpels und lädt sich die neuesten Songs und Filme herunter, ist auch das nicht in Ordnung – schon gar nicht, wenn man in der noblen Absicht, den Geldbeutel der Eltern zu schonen, auf die vielen wunderbaren Gratisangebote im Netz zurückgegriffen hat. Beschließt man dann entnervt, die traute Sicherheit der eigenen vier Wände zu verlassen und seine Motorik an der frischen Luft und bei einem rasanten Autorennen zu erproben, ist auch das wieder falsch. Da soll noch einer durchblicken.

Die postmoderne Dienstleistungsgesellschaft des beginnenden 21. Jahrhunderts ist die sicherste Gemeinschaft, in der Menschen jemals gelebt haben. Jeder auch nur etwas nachdenklichere Zeitgenosse weiß natürlich, dass das keine Garantie auf ein langes Leben ist; schließlich sind die Intensivstationen voll mit jungen Menschen und vermutlich kennt jeder jemanden aus seiner Familie oder seinem Bekanntenkreis, der aufgrund eines Unfalls oder einer schweren Erkrankung früh verstorben ist – als Jugendlicher, als junger Erwachsener oder „in den besten Jahren“. Dennoch gilt: Die Chance, ein Alter zu erreichen, das früher als ein „biblisches“ bezeichnet worden wäre, ist nicht eben gering. Und täglich wird unser Leben sicherer. Nicht nur, dass der medizinische Fortschritt nach wie vor beachtlich ist, auch jenseits der medizinischen Versorgung unterlassen wir nichts, um unser Leben noch geschützter und gefahrloser zu machen! Das Ergebnis ist eine hochreglementierte Gesellschaft, die eine Reihe impliziter und expliziter Strategien entwickelt hat, um ihre Mitglieder zu einem verantwortungsbewussten

Verhalten zu bewegen. Und sollte dann dennoch mal etwas schiefgehen, haben wir Feuer-, Hausrat-, Kranken- und Unfallversicherungen. Verwegenheit sieht anders aus.

Da der Mensch aber nun einmal so ist, wie er ist, geht ihm sein eigenes Sicherheitsbedürfnis mitunter auf die Nerven. Zumindest die jungen und männlichen Vertreter der Gattung *Homo sapiens* scheinen ein angeborenes Bedürfnis zu haben, sich in Gefahr zu begeben, sich zu erproben und an ihre psychischen und physischen Grenzen zu gehen. Dass sie sich darin nicht von anderen jugendlichen Säugetieren unterscheiden, nährt den Verdacht, dass die Ursachen hierfür evolutionsbiologischer Natur sind. Allerdings wäre es etwas zu pessimistisch gedacht, junge Männer für prinzipiell nicht zivilisierbar zu halten. Nicht wenige sind als Versicherungsvertreter, Immobilienmakler oder Bankkaufmann sehr gut in unsere Gesellschaft integriert – auch wenn eine Ausbildung bei der Sparkasse kaum ein vollwertiger Ersatz für eine Kriegerkarriere ist.

Der Spaß am Risiko

Dass die meisten jungen Männer vernünftige Mitglieder unserer Gesellschaft werden, könnte allerdings auch daran liegen, dass die wirklich kritische Phase ihrer Entwicklung am Ende der frühen Adoleszenz liegt – also nicht unmittelbar in der Phase der Berufsausbildung.

Wie britische Forscher in einer im letzten Jahr vorgestellten Studie zeigen konnten, gehen 14-Jährige im Schnitt die höchsten Risiken ein (Burnett/Bird/Moll/Frith/Blakemore 2010). Mit britischem Pragmatismus klammerten die Forscher Mädchen in ihrer Studie aus und untersuchten das Risikoverhalten von Jugendlichen bzw. Männern im Alter zwischen 9 und 35 Jahren. Zu diesem Zweck hatten die 86 Probanden ein Computerspiel zu spielen, das sie immer wieder vor die Entscheidung stellte, ein hohes Risiko einzugehen oder besser auf Sicherheit zu setzen. Nach jedem Spiel wurde die Zufriedenheit oder der Unmut über den Spielverlauf und das erzielte Ergebnis abgefragt. Fazit: Teenager können das Für und Wider einer Entscheidung genauso überblicken und rational analysieren wie Erwachsene. Die Unterschiede liegen also nicht im kognitiven Bereich. Jugendliche haben aber schlicht mehr Spaß daran, ein hohes Risiko einzugehen. Das macht sie auch so unzugänglich für die mahnenden Worte von besorgten Eltern. Jugendliche wissen, dass Rauchen und schnelles Mopedfahren gefährlich ist – und genau deshalb machen sie es. Dieses Risikoverhalten, so stellten die Londoner Forscher fest, nimmt dabei bis zum 15. Lebensjahr kontinuierlich zu und sinkt dann langsam, aber stetig.

Die einfache Tatsache, dass Emotionen und nicht kognitive Defizite die Ursache für das Risikoverhalten von Jugendlichen sind, bedeutet allerdings nicht, dass dieses ausschließlich an-

»Jugendliche haben schlicht mehr Spaß daran, ein hohes Risiko einzugehen.«

»Was als Risiko eingestuft wird, ist hochgradig subjektiv und spiegelt vor allem die Ängste einer Gesellschaft, weniger die objektiven Risiken, denen die Individuen einer Gemeinschaft ausgesetzt sind.«

geboren ist. Zwar spielt das Temperament des jeweiligen Individuums sicher eine wesentliche Rolle für die an den Tag gelegte Risikobereitschaft, allerdings haben äußere Faktoren – angefangen bei der jeweiligen Kultur bis hin zur individuellen Erziehung – hierauf ebenfalls einen erheblichen Einfluss. Unter den Kandidaten, die in dem Verdacht stehen, Jugendliche zu einem nachhaltigen und besonders ausgeprägten Risikoverhalten zu verführen, finden sich natürlich auch die Medien.

In den vergangenen Jahren hat eine Reihe von Studien nachzuweisen versucht, dass Jugendliche, die viel Zeit vor einem Bildschirm verbringen, eine ausgeprägte Neigung zu riskantem und der eigenen Gesundheit abträglichem Verhalten haben (Brown/Witherspoon 2002; Thompson 2005). Im Fokus solcher Untersuchungen stand dabei fast ausschließlich das Fernsehen. Angesichts der Bedeutung, die Videospiele und insbesondere das Internet für Jugendliche haben, ist diese Beschränkung auf das Fernsehen jedoch unbefriedigend.

Risikoverhalten und Internetnutzung

Eine Forschergruppe der kanadischen Queen's University (Kingston, Ontario) hat sich aus diesem Grund die Frage vorgelegt, ob die Nutzung verschiedener Bildschirmmedien gegebenenfalls in ganz unterschiedlicher Weise mit jugendlichem Risikoverhalten korreliert (Carson/Pickett/Janssen 2011). Für ihre Studie stützten sich die kanadischen Mediziner auf Daten der „Health Behaviour in School-aged Children“ (HBSC), einer von der Weltgesundheitsorganisation (WHO) geförderten Befragung von 9.672 Schülern im Alter von 10 bis 16 Jahren über deren Gesundheitsverhalten, ihren Lebensstil und ihr soziales Umfeld.

Die Gretchenfrage jeder Erforschung von Risikoverhalten lautet: Welches Verhalten ist eigentlich riskant? Es braucht keinen besonderen Scharfsinn, um zu erkennen, dass die Beantwortung dieser Frage von gesellschaftlichen Moden und Idiosynkrasien abhängig ist. Was als Risiko eingestuft wird, ist somit hochgradig subjektiv und spiegelt vor allem die Ängste einer Gesellschaft, weniger die objektiven Risiken, denen die Individuen einer Gemeinschaft ausgesetzt sind. Die kanadischen Forscher entschieden sich für sechs Kategorien jugendlichen Risikoverhaltens: Rauchen, Trinken bis zum Rausch, Autofahren ohne Gurt, Cannabiskonsum, illegale Drogen, ungeschützter Sex. In der Befragung sollten die Schüler angeben, ob sie nie, manchmal, häufig oder sehr häufig das jeweilige Risikoverhalten an den Tag legen, wobei sich die Abstufungen zwischen den jeweiligen Risikokategorien leicht unterschieden (Curri/Samdal/Boyce/Smith 2001).

Die Zeit, die die Jugendlichen vor irgendeinem Bildschirm verbringen, wurde versucht, in neun Abstufungen zu erfassen, die von „gar nicht“ über „30 Minuten am Tag“ bis zu „6 Stunden“ und „7 oder mehr Stunden am Tag“ reichten. Darüber hinaus wurden die Schüler zu ihren körperlichen Aktivitäten befragt, zur sozioökonomischen Situation der Familie, den familiären Strukturen und ihrem Verhältnis zu den Eltern.

Fasst man die Ergebnisse der Befragung zusammen, zeigt sich zunächst, dass das Fernsehen zur Zeit der Datenerhebung (!) noch das Leitmedium der Jugendlichen war und am häufigsten genutzt wurde, wobei sich die Präferenz für das Fernsehen bei jüngeren Schülern deutlicher abzeichnet als bei älteren, für die der Computer eine deutlich höhere Bedeutung hatte. Verbrachten jüngere Schüler im Schnitt 32 Stunden pro Woche vor einem Bildschirm, so

steigt dieser Wert bei 14- bis 16-Jährigen nur geringfügig auf 34,5 Stunden.

Korreliert man die Zahlen der Mediennutzung mit denen des Risikoverhaltens, so zeigt sich, dass exzessives Fernsehen nur einen eher moderaten Einfluss auf das Risikoverhalten der Jugendlichen hat. Die Zeit hingegen, die die Schüler surfend im Internet verbrachten, zeigt einen signifikanten Zusammenhang zu ihrer Neigung, die verbleibende Zeit des Tages mit eher riskanten Aktivitäten zu nutzen. Im Durchschnitt verbrachten die Jugendlichen 4,5 Stunden pro Tag im Netz. Die Jugendlichen, die weit über diesen Wert hinaus im Internet surfen, also 7 oder mehr Stunden am Tag vor dem Computer verbrachten, legten mit um 50 % höherer Wahrscheinlichkeit ein riskanteres Verhalten an den Tag als die übrigen Teilnehmer. Keinen Einfluss auf das Risikoverhalten der Schüler hatte interessanterweise der Umfang der Videospieldnutzung.

Risiko oder Konvention

Wie erklären sich diese Daten? Die Autoren halten zunächst fest, dass ihre Erhebung mit anderen Studien über Bildschirmnutzung zusammenfällt. Kinder und Jugendliche, die viel Zeit vor einem Bildschirm verbringen, zeigen häufiger ein ganzes Bündel an riskanten Verhaltensmustern (vgl. etwa Brown/Witherspoon 2002). Etwas unklar sind dabei allerdings die kausalen Zusammenhänge. Bewirkt exzessive Bildschirmnutzung ein riskantes Verhalten? Oder ist es so, dass Jugendliche, die zu Risikoverhalten neigen, auch mehr Zeit vor dem Bildschirm verbringen als andere Teenager? Sind die beiden Faktoren „Risikoverhalten“ und „Bildschirmnutzung“ tatsächlich direkt miteinander verbunden, oder ist es so, dass in gewissen sozialen Milieus oder einem entsprechenden familiären Umfeld beide Verhaltensmuster jeweils verstärkt oder vermindert auftreten, ohne jedoch direkt etwas miteinander zu tun zu haben?

Hierauf kann die Studie von Carson, Pickett und Janssen genauso wenig eine Antwort geben wie auf die Frage, weshalb die Internetnutzung in einem besonderen Maße mit Risikoverhalten korreliert scheint. Zwar ist nicht auszuschließen, dass insbesondere Bilder, die im Internet zur Verfügung stehen, Jugendliche zu leichtsinnigem Verhalten verführen. Mit Blick auf die Forschung aus anderen Bereichen der Medienpsychologie ist dieser Zusammenhang, wie er etwa von den Leitern der Studie nahegelegt wird, jedoch eher fragwürdig. Nicht auszuschließen ist allenfalls, dass Jugendliche sich in sozialen Netzwerken gegenseitig zu riskantem Verhalten anstacheln. Das passiert zwar auch auf jedem Schulhof und an jeder Bushaltestelle. Es könnte jedoch sein, dass die erweiterte Peer-group der sozialen Netzwerke und die medialen Möglichkeiten, die diese bieten, riskantes Verhalten noch attraktiver machen als klassische Kommunikationssituationen. Um diese These zu erhärten, wären allerdings dringender aktuellere Untersuchungen nötig: Immerhin hatte etwa Facebook zur Zeit der Datenerhebung 2005/2006 bei Weitem nicht die Verbreitung, die es heute hat. Die Daten, auf die sich die kanadischen Mediziner stützen, sind hier leider nur mit Einschränkung aussagefähig.

Vielleicht kommt man dem Phänomen jedoch viel eher auf die Spur, wenn man den Begriff „Risiko“ durch „sozial unerwünscht“ ersetzt. Dann wäre die Mediennutzung neben Rauchen, Drogen und Alkohol kein erklärungsbedürftiger Fremdkörper mehr, sondern einfach Teil eines Verhaltens, mit dem sich Jugendliche von der Erwachsenenwelt distanzieren.

»Vielleicht kommt man dem Phänomen jedoch viel eher auf die Spur, wenn man den Begriff ›Risiko‹ durch ›sozial unerwünscht‹ ersetzt.«

Literatur:

Brown, J. D./ Witherspoon, E. M.: *The mass media and American adolescents' health.* In: *Journal of Adolescent Health*, 31/2002, S. 153–170

Burnett, S./Bird, G./ Moll, J./Frith, C./ Blakemore, S. J.: *Adolescents' heightened risk-seeking in a probabilistic gambling task.* In: *Cognitive Development*, 25/2010, S. 183–196

Carson, V./Pickett, W./ Janssen, I.: *Screen time and risk behaviors in 10- to 16-year-old Canadian youth.* In: *Preventive Medicine*, 52/2011, S. 99–103

Curri, C./Samdal, O./ Boyce, W./Smith, B.: *Health behaviour in School-aged Children: a World Health Organization Cross-National Study (HBSC). Research Protocol for the 2001/2002 Survey.* Child and Adolescent Health Research Unit. University of Edinburgh 2001

Thompson, K. M.: *Addicted Media: Substances on Screen.* In: *Child and Adolescent Psychiatric Clinics of North America*, 14/2005, S. 473–489

Dr. Alexander Grau arbeitet als freier Kultur- und Wissenschaftsjournalist.

